

das Lieblingsstück (V)

Glück
ist möglich

Das Beste zum Ende des Kulturjahres im Norden: Ein Nach- und Vorruf auf die Lesereihe „Zinnober“ in Hamburg-Barmbek

Du musst mal raus, sagte ich mir im vergangenen Frühjahr. Du musst wieder mehr unter Leute. Du schreibst doch über Literatur, also geh' auf Lesungen. Corona – egal. Mein Wahl fiel auf eine Reihe, die sich „Zinnober“ nannte, so wie das Mineral, das homöopathische Mittel, die Farbe. Oder die Redensart: „Mach' doch nicht so einen Zinnober“, wenn sich jemand nicht zu wichtig nehmen soll. Es war der 28. April. Sechs Abende waren angekündigt, jeweils am letzten Donnerstag des Monats, in der „Zinnschmelze“ in Barmbek – für mich am anderen Ende der Stadt. Beginn 20 Uhr, Eintritt acht Euro. Ich wusste nicht genau: Was würde mich erwarten? Danach hatte ich die Werbekarte mit den Terminen im Kalender liegen wie einen Talisman.

Was war so gut daran? Alles. Wirklich. Die Bühne, das entspannte Publikum, die vier einladenden Autoren, die an Bistrotischen lasen und mit uns sowie miteinander plauderten. Vornean Sascha Preiß, der ein sehr lesenswertes Buch über seine Zeit in Sibirien veröffentlicht hat – und der schnellste und druckvollste Vorleser der Stadt ist; ein Literatur-Bulldozer, aber auf die freundlichste Art. Dann Claudia Schumacher, die mit ihrem Roman-Debüt „Liebe ist gewaltig“ gerade so richtig durchstartet. Bei ihr konnte man Veranstaltung für Veranstaltung merken, wie Erfolg einen Menschen souverän und unbeschwert werden lassen kann.

Ganz wunderbar auch Johanna Sebauer, die es vor ein paar Jahren aus dem Burgenland nach Hamburg verschlagen hat; wenn sie ihren ersten Roman oder Erzählband vorlegt, dann wird der einen umhauen. Sie las stets auf eine exakte, gekonnt unwirsche österreichische Art, dass einem als norddeutschem Wesen das Herz aufgeht, so fremd und anheimelnd zugleich ist dieser Sound. Und dann Alexander Posch, der Alltagspoet aus Hamburg-Rahlstedt. Meistens in Trainingsjacke, wie ein Sportler, der nicht

Wenn ich nach Hause ging, wusste ich: Der nächste letzte Donnerstag im Monat kommt, dann bin ich wieder hier

dazu kommt, Sport zu machen, weil so vieles anderes anliegt. Ich werde seinen Text nie vergessen, in dem der Weißrussische Diktator Lukaschenko stumm bei ihm zuhause am Abendbrot sitzt. „In der Woche davor stand Putin bei uns auf der Fußmatte. Er hatte mich überrascht, als ich den Abfall rausbringen wollte. Klein und gramvoll stand er vor mir. Von unten sah er mich mit seinen Haiäugen an.“

Gäste gab es auch, Simone Buchholz, Isabel Bogdan und Tamar Noort, alle gut und alle ansteckend gut gelaunt. Wenn ich nach Hause ging, jeweils nach etwa zwei Stunden, wohl gestimmt und angereichert mit besten Geschichten, wusste ich: Der nächste letzte Donnerstag im Monat kommt, dann bin ich wieder hier und alles wird gut, weil es hier gut ist.

Dann der 24. November, der letzte Zinnober-Abend: Alle waren wieder da, alle freuten sich. Schließlich der letzte Text, der letzte Applaus, Abschiedsworte, Abschied. Manche Besucher gingen schnell, andere nicht, und wir standen so rum. Das kann es doch nicht gewesen sein. Das ruft doch nach einer Weiterführung, nur eben 2023, wieder jeden letzten Donnerstag im Monat, bis auf die Sommerpause, wo man denkt, alle sind weg, was nicht unbedingt stimmt; gerne auch wieder in der „Zinnschmelze“, natürlich mit den Vieren und hier und da einem Gast.

Ich rufe Alexander Posch an. Er hat noch eine Festnetznummer und ist entsprechend gleich am Apparat, wie man so sagt. Wir kommen ins Plaudern, galoppieren durch die Hamburger Literaturszene. Ich erfahre, dass Sascha Preiß früher auf der Bühne russische Lieder zur Gitarre gesungen hat, aber das macht er nicht mehr, natürlich nicht, wegen des Krieges. Dann stelle ich meine Frage zur Zinnober-Zukunft, und Posch sagt in sonorem Ton: „Also, ich will mal so sagen: Es wird daran gearbeitet.“ Ein paar Minuten später legen wir auf und ich weiß: Alles kann auch 2023 gut werden, für ein paar gewichtige Donnerstagabende. Das ist doch mal ein Anfang, ein hoffnungsvoller. Frank Keil



Menschen, die sich vor einem ausgestellten Bild fotografieren, fotografiert und ausgestellt: „Mit der Mona Lisa im Louvre von Paris“ (2012) Foto: Axel Grüner

Bilder eines anstrengenden Jahres

Von Menchelndem bis Medienreflexion: Die aktuelle Jahresabschlussausstellung des Braunschweiger Museums für Photographie interessiert sich für „Seitenblicke“

Von **Bettina Maria Brosowsky**

Als eine Aneinanderreihung von Katastrophen werden viele das vergangene Jahr empfunden haben. Kaum schien es, ganz zu Beginn, als hätte Corona durch Zweit-, Dritt- und Viert-Impfungen deutlich an Schrecken verloren, da begann am 24. Februar der Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine. Selbst westeuropäische Komfortzonen bekommen durch gestiegene Energiepreise die Folgen zu spüren. Empfindsamere Zeitgenoss:innen finden ihre oft schöngefärbten Kultur- und Wertevorstellungen im freien Fall; eingefleischte Grüne oder auch Linke sehen sich aufgefordert, bislang nicht für möglich gehaltene Bekenntnisse abzulegen zu Waffenlieferungen und gigantischer Aufrüstung. Und im Iran wie in der Ukraine kämpfen derweil mutige Menschen für Recht und Freiheit, glauben an den demokratischen Westen – selbst wenn der sie ja schon oft genug im Stich gelassen hat.

Wie lässt sich so ein Jahr künstlerisch reflektieren? Dieser Anspruch schwingt nämlich stets mit, wenn das Braunschweiger Museum für Photographie zu seinem Jahreswechsel-Ritual lädt: seiner Mitgliederausstellung „Seitenblicke. Aspekte des Miteinanders“ war diesmal das Motto, und 40 von insgesamt rund 150 Mitgliedern sind diesem Aufruf gefolgt. Ihre Ausstellung repräsentiert das breite Vereinsspektrum: von Amateur bis Profi, Alt und Jung; sie zeigt lokal Verwurzeltes und Internationales, wieder aufgegriffenes Älteres und ganz neu Erstelltes. Technisch reicht sie von statischer Fotografie über eine Projektion bis hin zu drei kurzen Filmen, konzeptionell von Menchelndem bis zur Medienreflexion.

Ganz frisch im Verein ist der italienische, in Wien lebende Bildjournalist, Kameramann und Fernsehproduzent Luca Faccio. Er hat weltweit Diktaturen im Blick, verfasste etwa für die Deutsche Welle eine Reportage über Nordkorea, die erstaunlich

che private Einblicke in das rigide durchkontrollierte Land erlaubte. Und er bereist immer wieder Länder im Kriegszustand, so 2022 auch die Ukraine. Eine Bildfolge beschäftigt sich mit ersten Zivilist:innen, die nach Irpin oder Borodjanka zurückkehren – Orte, die für das Grauen systematischer Folter und Ermordung stehen.

Faccio gelingt die professionelle Gratwanderung zwischen dokumentarischer Distanz und dem titelgebenden empathischen Seitenblick. Selbst wenn ihre individuellen Handlungen zu irritieren vermögen – etwa die ältere Frau, die meint, um ei-

Roberta Bergmann will der Suggestion entgegenwirken, nur junge, gut aussehende Menschen seien eines Blickes – und Fotos – wert

nen zerstörten russischen Panzer herumkehren zu müssen –, entlarvt Faccio sie nicht in ihrer traumatischen Hilfslosigkeit. Er selbst sieht sich in der Tradition einer „humanistischen Fotografie“ mit erklärt philosophisch-aufklärerischem Anspruch.

Ebenfalls in diesem Jahr nahm sich die Kölner Fotografin und Musikerin Ina Bichescu das „wilde Kurdistan“ vor, war in dessen irakischen Teil und fand Bilder für die Gastfreundschaft der Menschen und die Schönheit der Natur. Aus ferner Destination, und wiederum 2022 aufgenommen, stammt auch das Foto von Leon Hofmann: ein mehrgeschossiges, abgeschottet wirkendes Wohnhaus in Seoul – und das einfache, pralle Leben im Straßenlokal vor der Haustür.

Menschliche und soziale Dissonanzen finden sich aber auch hierzulande. Da wären etwa Obdachlose, die meist nur eines scheuen Seitenblicks für wür-

dig gehalten werden, wie Renate Fink feststellt. Sie nahm in München drei Bilder auf; dort leben laut Erhebungen etwa 1.000 Menschen auf der Straße und rund 9.000 in entsprechenden Unterkünften. Statt sie zu rahmen entschied sich Fink, ihre Schwarz-Weiß-Drucke auf Pappreste aufzuziehen: Der sozial ausgeschlossenen Gruppe dient das ähnlich achtlos behandelte Material oft als Witterungsschutz oder auch improvisierte Behausung.

Randständiges isoliert die Gesellschaft gern auch in die Psychiatrie, der Sina Blumm ein atmosphärisches Fotobuch widmet, oder, im Alter etwa, in ein passendes Heim: Während ihres Studiums an der Braunschweiger Kunsthochschule begleitete Roberta Bergmann 2001 den Alltag einiger Heimbewohner:innen; für die Ausstellung hat sie drei Porträts einer inzwischen Verstorbe-

nen neu ausgearbeitet. Sie will damit der verbreiteten Suggestion entgegenwirken, nur junge, gut aussehende Menschen seien eines Blickes – und Fotos – wert.

Axel Grüner entlarvt wiederum in einer kleinen Serie den Selfie-Kult der jungen Schönen. So fotografierte er 2012 zwei Japanerinnen, die sich im Louvre vor der Mona Lisa in Szene setzten. Gemeinsam hängen die drei Damen nun in einem anderen Museum, sagt Grüner süffisant und spinnt die Szene weiter: „Womöglich wurde ich ja beim Fotografieren der beiden Fotografierenden selber unbeeindruckt fotografiert.“ Das wäre dann zumindest das perfekte Gleichnis für eine latente Selbstreferenzialität, die dem Medium ja zu eigen ist.

Mitgliederausstellung „Seitenblicke. Aspekte des Miteinanders“: bis 15. 1., Museum für Photographie Braunschweig



„Kreuzfahrt, Venedig“ (2018) Foto: Brigitta Feulner